

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

angelangt ist: Im Delsberger „Démocrate“ vom 31. August war unter der Überschrift „Neutralisation Savoyens und Referendum“ folgendes zu lesen:

„Von unserm Berner Berichterstatter [Bovet-Grisel]:

Nach dem Gelärm unserer Störenfriede in der Frage der Neutralisation Nordsavoyens wartete man mit Spannung auf die Eröffnungen der „Monatshefte für Politik und Kultur“, des offiziellen Organs des Volksbundes für die Unabhängigkeit. In der Nummer vom 1. Juli kein Wort (räumen wir ein, daß sie vor dem Ultener Entscheid, auf das Referendum zu verzichten, fertiggestellt worden sei). Am 1. August keine Nummer. Schließlich erscheint eine gemeinsame Juli-Augustnummer. Aber vergeblich sucht man ein Wort über die savoyische Neutralität darin oder auch nur die Unterschrift Herrn Dehlers. Mit andern Worten, der Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift stellt sich tot.“

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir in der Nummer vom 1. Juli der Frage des Verzichts auf die Savoyer Neutralität einen „Epilog“ von mehr als drei Druckseiten gewidmet hatten. Bovet-Grisel nennt das „kein Wort“. Die August-September- (nicht Juli-August-) Doppelnummer enthielt nicht weniger als drei Beiträge von uns, davon zwei mit vollem Namen, einer mit der Initiale D. gezeichnet. Bovet-Grisel nennt das „vergebens sucht man auch nur die Unterschrift Herrn Dehlers; der Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift stellt sich tot“. Unsere Presse sollte im Interesse ihres öffentlichen Ansehens gegen solch notorisch lügenhafte Berichterstattung zur Selbsthilfe greifen. Das Pikante ist nur, daß das Politische Departement seinerzeit in seinem berüchtigten Denunziations-Bericht Nr. 36 an die schweizerischen Gesandtschaften im Ausland ausgerechnet die Tätigkeit und „Wachsamkeit“ dieses Journalisten Bovet-Grisel als vorbildlich und verdienstvoll hingestellt hatte. D.

Kultur- und Zeitfragen

Schweizerischer Festspielsommer; deutscher und welscher Tell.

Wer auf Menge und Lärm der Feste seinen Wunsch richtet, dem muß es in der Schweiz behagen. Schon bevor der erste Ruckruf aus maienfrischem Wald erschallt, rüsten sich die zahllosen Vereine; es gibt keinen noch so kleinen Kanton, der einen festlosen Sonntag aufwiese, bis die letzten Zugvögel uns verlassen und die spätesten Herbstzeitlosen verblüht haben. Es knallt und schallt und drehorgelt überall. Für alle Bedürfnisse findet sich etwas: dort ein freifinniges Glücksrad, hier ein ultramontaner Lebkuchen und da sogar ein kommunistischer Wettgrännet. Es gibt Leute, die aus dem Trubel zweierlei folgern: blühenden Wohlstand des Landes und Sehnsucht des Volkes nach dem Drama und eigener künstlerischer Betätigung. Wir schließen nicht so. Wir sehen überfüllte Gräber und die Gier nach leichter Unterhaltung. Gute Keime mögen aber gewiß vorhanden sein. Neben den allzuvielen Äußerungen des eitlen Jahrmärkts des Lebens gewahren wir auch ehrliches Streben und Schaffen im Dienste des Vaterlandes. Manch dramatisches Spiel läßt das Volk sich auf sich selbst besinnen und vermag ihm auch die Ahnung echter Dichtung zu erwecken. Kenner wie Gottfried Keller und Richard Wagner glaubten an eine herrliche Entwicklungsfähigkeit der ländlichen Schauspiele. Hier sei die Kunst, so roh sie sich darstellt, vom menschlichen Leben nicht mehr abgetrennt — so meint Wagner. Und er sagt geradezu: „Wir sind dieser gesellschaftlichen Vermenschlichung der Kunst oder dieser künstlerischen Ausbildung der Gesellschaft näher, als wir vielleicht glauben, wenn wir nur unsern vollen Willen darauf verwenden; und gerade Zürich soll mir den Beweis für diese Behauptung liefern.“ Lassen wir dahingestellt, welchen Beweis Zürich und die Schweiz überhaupt geleistet haben.

Die noch vor einem Jahrzehnt kaum vorauszusehende Entwicklung von Sport und Kino hat aus manchem Traum aufgeweckt. Um so mehr ist es Pflicht, sich der Flut baren Unsinn entgegenzustemmen und auf das Gute immer wieder hinzuweisen. Das Volk muß, statt durch Künsteleien amüsiert, durch Kunst ergriffen werden; es sollte nicht immer nur sich zerstreuen, sondern auch sich sammeln. Lassen wir uns nicht durch die Sozialdemokraten beschämen, die in unsern Städten durch ihre „Bildungsausschüsse“ weite Volkskreise in hohe Werke der Dichtung und Musik einführen wollen. Mag solche Einführung auch einseitig sein und nach bestimmter Absicht Einzelnes hervorheben oder verschweigen, so ist sie doch zu begrüßen, da sie vielen armen Familien Werke von Goethe, Schiller, Wagner, Shakespeare näher bringt, deren Titel sogar den meisten Damen der besten bürgerlichen Gesellschaft und fast allen Kursaalgästen längst entchwunden sind. Einseitige Absichtlichkeit (Tendenz) findet sich übrigens nicht nur bei den Sozialdemokraten: in allen Kreisen gibt es Alleinpächter und oft auch Verfälscher literarischer Erkenntnisse. Viel ist gewonnen, wenn erreicht wird, daß das Volk selbst gute Werke liest, wiederliest und hört, vorerst seiner heimischen Dichter, dann auch fremder. Denn in der Schätzung solcher darf es „international“ fühlen, da gibt es keine „Schweizerwoche“. Nie darf Heimatkunst als Entschuldigung für Minderwertiges gelten.

Die herrlichsten dramatischen Eindrücke schenkten in der Schweiz seinerzeit die Aufführungen der „Braut von Messina“ im Amphitheater zu Bindonissa im Aargau, vor allem aber auch die abendlichen Darstellungen von Calderons Großem Welttheater vor der Klosterkirche in Einsiedeln. Solche ins Religiöse hinauftragende Leistungen erreichen in ihrer Art das höchste Ziel der edelsten Kunst. Was im Geschäftstheater nur selten und nur Wenigen vermittelt werden kann, erreichte hier weite Volksschichten. Hier verwirklichte sich jene Abkehr von Konvention, Geschäft und Mode, durch welche — nach dem Wort eines der letzten lebenden Freunde R. Wagners, Hans von Wolzogens in Bayreuth — „nunmehr auch dem sich selber spielenden Volke klarer Raum zu künstlerischen Taten geschaffen werden kann, wodurch es sich wiederum zum würdigsten Publikum auch der höchsten idealen Kunst heranbilden würde.“

Im Sommer 1927 waren solch einzigartige Erlebnisse in der Schweiz nicht möglich. Immerhin möchten wir zwei Ereignissen wenigstens ein Dankeswort widmen: den Selzacher Passionspielen und dem Winzerfestspiel in Beven. Wenn wir beide nicht ganz so hoch stellen wie Bindonissa und Einsiedeln, so liegt der Grund darin, daß die tiefste und nachhaltigste Wirkung nur vom höchsten dramatischen Kunstwerk erzielt werden kann. Die Passionsspiele geben den gewaltigsten Stoff, aber unkünstlerisch geformt. Die Winzerfestspiele schenken glänzende Form ohne entsprechend tiefen Gehalt. Das Ideal wäre die Verschmelzung von Stoff und Form, die Einheit von Ursache und Wirkung. Mögen alle Herren Bundesräte, die in ihrer Gesamtzahl natürlich gerade „la fête des vigneronns“ besuchten, jene Einheit doch gefunden haben!

In der Schweiz kann im besten Fall die Festspielgemeinde „national“ sein. Die Dichter und ihre Werke sind es nicht in solchem Sinn, denn sie sind vor allem abhängig von Sprache und Volkstum und zwar umso mehr, je größer und reiner sie sind. J. Gotthelf gehört als Berner, G. Keller als Deutschschweizer der deutschen Dichtung an; seien wir stolz darauf, daß auch R. F. Meyer und Spitteler, die durch ihre deutschen Dichtungen die Weltliteratur bereicherten, Schweizer sind. „National“ aber sind ihre Schöpfungen ebensowenig, wie jene des Waadtländers Moray oder des Tessiners Chiesa. Der mehrvölkische Kulturverband der Schweizer stellt nun einmal höchstens politisch eine Einheit, eine Nation dar. Eine kulturelle Verschmelzung der völkischen Einzelpotenzen kann sich nur in wenigen Hochgebildeten vollziehen. Gar ein „drama fédérale“ zu wünschen, wäre absurd, solange eine aus deutsch, französisch, italienisch, ladin und rumonsch organisch gemischte Sprache ein Unding bleibt. Streng genommen sollte jede „helvetische“ Gesellschaft lateinisch sprechen, aus dem gleichen Grund, der den Bund veranlaßt, auf seine Briefmarken „Helvetia“ zu drucken und auf das Bundeshaus „Curia“ zu setzen. Doch trösten wir uns! Dramen, die national

wirken und zugleich als gewaltige Kunstwerke religiöse Wirkungen erreichen, besitzt heute kein Volk mehr. Von den Feiern der alten Hellenen ahmt man heute jämmerlich entstellte „olympische Spiele“ nach, ohne deren Kern, die nationalen und kultischen Tragödien, auch nur zu ahnen. In Spanien sind die Zeiten Calderons und Lope de Vegas verblüht. Und in England beginnt den Shakespeare'schen Königsdramen allmählich die richtige Gemeinde zu fehlen. In der Schweiz wollen wir uns begnügen, wenn etwa einem Festspiel von Ott oder Frey oder Caesar von Ury es einmal glückte, größere Volksmassen patriotisch zu erheben.

Am wirksamsten werden dramatische Versuche immer sein, wenn sie sich an örtlichen Überlieferungen aufrichten. So konnten die Spiele von Eglisau, die Stücke vom Löper Bauernsturm, von Walthari u. a. große Wirkungen erzielen. Ein Calven- oder ein Dornacher Festspiel wendet sich vor allem an Graubündner, an Solothurner. Vermag es ihre Kantone sich geistig zu erobern, dann erhält es von selbst auch Schweizerbürgerrecht. Nie aber kann die Dichtung schweizerisch werden, wenn sie nicht vorerst in einem unserer geschichtlich gewordenen Kantone Heimat fand. Einzig die Tellsspiele bilden eine Ausnahme, aber nur scheinbar. Mythische Züge haben mitgeholfen, die Befreiungsgeschichte der Waldstätte früh so volkstümlich werden zu lassen, daß einer ihrer Helden zu einem Sinnbild für alle Untertanen und Bedrückten der Welt wurde. Dichter bemächtigten sich sehr früh der Gestalt. Poeten bedürfen solcher Helden, aber die Helden bedürfen auch der Poeten. Die französische Nationalheldin mußte es erfahren! Der Deutsche Schiller hat Voltaires „pucelle“ zur Heldin und Heiligen Frankreichs emporgehoben. So sind auch die wirksamsten Gestaltungen unseres Tell außerhalb unseres Landes entstanden. Aus dem Ausland kehrt der Held vielleicht entstellt, aber verklärt zurück in seine Heimat. Ohne die auch anderswo im germanischen Mythos vorkommenden dramatischen Züge des Apfelschusses und der Ermordung des Vogtes hätte Dichtung und Begeisterung sich vielleicht andern Tellen zugewandt, die für die Befreiung des Landes wohl gar bedeutamer waren. Am Rütlichschwur nahm Tell gar nicht teil. Was ihn auf alle Fälle als schweizerischen Nationalhelden möglich werden ließ, scheint nicht zum wenigsten eine Außerlichkeit: sein schlagwortartiger Name, der sich auch in andern Sprachen gut aussprechen läßt und nichts abstoßend Deutsches an sich trägt. Stauffacher, Fürst, Melchthal hätten der Helvetisierung erheblich mehr Schwierigkeiten bereitet.¹⁾ Den romanischen Mit Eidgenossen kommt ferner der Umstand entgegen, daß Tells Bedrücker deutsche Namen tragen — Gefßler, Frießhardt, Leuthold!, ein Irrtum ist da ausgeschlossen, es wäre denn, es handelte sich um Namen der elsässischen oder der jüdischen Sprache. Nur Deutsche, in diesem Fall uns Deutschschweizer, stört der Gedanke nicht, daß da eigentlich auch wieder einmal schon Deutsche gegen Deutsche standen. Die vaterländische Einstellung etwa eines Aargauers ist da ganz anders bedingungslos als etwa der Patriotismus eines Waadtländers und Tessiners.

Der Deutschschweizer besitzt ein über das Volkliche sich erhebendes Nationalbewußtsein. Nur er kann wirklich neutral sein, weil seine Vorfahren jahrhundertlang gegen alle Nachbarn sich wehrten. Ein Tropf Louis Dumur erklärte zwar: „Il n'y en a que les Suisses latins qui soient vraiment des Suisses“ und unterschied die romanische Schweiz von einer unwahren, minderwertigen zweiten. Wenn es eine andere Schweiz gäbe — woran wir Deutsch-

¹⁾ Eine politische und militärische Helvetisierung lassen wir uns gern gefallen. Die in vielen Köpfen spukende kulturelle dagegen läuft auf eine fade Internationalisierung hinaus. Diese möchte den geistigen Einheitschweizer erzielen, etwa nach dem Rezept: Man nimmt 60 % Französischschweizer, 25 % Italienischschweizer und 15 % Deutschschweizer, mischt sie, rührt gehörig um und läßt unter Zugabe von einem Liter Bundesöl das Ganze aufkochen. Streut man noch etwas französischen Cayennepfeffer darüber, so erhält man den helvetischen Homunculus.

schweizer nicht glauben —, so ginge ihre Gründung auf die Umgestaltung der alten Eidgenossenschaft durch die französischen Revolutionsheere zurück; erst von ihrem Einfall an zählen — mit einigem Recht — einige der früheren Untertanenländer ihre kantonale Selbständigkeit; ihnen gilt unter allen Umständen Frankreich als Wohltäter und als unvergleichlich mit jedem andern Nachbar. Insofern mit Recht führt die „Gazette de Lausanne“ den Untertitel „Journal suisse, fondé en 1798“. Diese Jahrzahl könnte in der Tat bisweilen „les deux Suisse“, die eine Schweiz von der andern scheiden. Diese Zahl trennt die Bewohner der Schweiz seit dem Weltkrieg schärfer als sogar die Sprache oder Rasse oder das religiöse Bekenntnis. Das Bezeichnende an der Bewertung dieser verhängnisvollen Zahl ist nämlich die Tatsache, daß es jenem Überfall durch fremde Heere auch in der deutschen Schweiz nicht an Gönnern gefehlt hat. Es hat noch nie ein deutschsprechendes Land gegeben, das einheitlich Frankreich verurteilt hätte. Der Durchschnittsmensch zweifelt eher an sich selbst, als am Modeland der sogenannten Zivilisation. Ein Sonderbund der meisten katholischen Kantone war einmal möglich, trotz ihrer auch damals schon vorhandenen liberalen und reformierten Diaspora. Ein Sonderbund französisch gesinnter Kantone würde selbst dem schärfsten Dumur-Schweizer nie nötig scheinen. Denn 1798 trennt nicht Kantone, sondern Städte, Dörfer, Familien. Behörden und Presse der deutschsprachigen Schweiz stehen überwiegend auf Seite der Erlösten von 1798. Bewußt, oft auch unbewußt, wird die von Frankreich stets als selbstverständlich beanspruchte Vormachtstellung in Politik und Zivilisation anerkannt und gefördert. Schon dem Namen zuliebe werden alle Beeinflußbaren jedem „Versailler“-Vertrag unbesehen zuzubeln, jeden „Berliner“-Vertrag sabotieren. Das zaristische und großfürstliche Rußland wurde gefeiert, solange es Armeen gegen die Mittelmächte führte. Je nach der Einstellung Frankreichs zu Rußland hält man sich heute für einen Hort des Bürgertums. Frankreich zuliebe wird die Feier von Murten historisch in den 1798er Geist umgebogen. Welsche bringen es fertig, sogar ihren heißgeliebten Völkerbund zu schmäheln, seitdem er als Werkzeug des Versailler Vertrags gelegentlich versagt. Kantone, in deren Erinnerung kein Kampf ihres Schweizertums gegen irgendwelchen ausländischen Feind lebt, schreien als Nationalgesang „aux bords du Rhin guidez nous au combat“. Wir andern, wir verstreuten Nachkommen der Schweizer vor 1798, wuchsen auf mit dem stolzen Unterbewußtsein, einem eigenen Volk anzugehören, das seinerzeit gegen Habsburg, gegen das Deutsche Reich, gegen Frankreich als Königtum, Kaiserreich und Republik, gegen Mailand Krieg führte. Uns darf man im Notfall am Rhein wie an der Rhone oder am Inn ins Feld führen. Vom „grand coeur“ mancher Neuschweizer sind wir nicht so überzeugt; Dumur wenigstens jänge wahrer: C'est la grande gueule qui fait les braves.

Doch kehren wir zu den Tellspielen zurück. Jugendliche Ergriffenheit strahlt in Altdorf aus den Mienen aller Zuhörer. Der wirklich klassische Ort vereinigt die verschiedensten Besucher in einer gleichgestimmten Festgemeinde. Der Schweizer glaubt an die Handlung umso inbrünstiger, da nicht ausländische Berufsschauspieler sie ihm vorführen. Andererseits reizt das Werk Schillers auch jene empor, die rein künstlerische Befriedigung weder suchten noch ahnten. Die Heimatkunst ist zur idealen, rein menschlichen erwachsen. Echte Vaterlandsliebe vereinigt sich mit der Erhebung durch hohe Dichtung.

Auch La Chaux de Fonds sah einen Tell. Der in der Uhrmacherei klassische Ort feierte das Schweizerische Musikfest, wobei mit Pariser Künstlern „Guillaume Tell“ der Dichter Jouy und Bis (Musik von Rossini) aufgeführt wurde. Alle Berichte sprechen vom großen Erfolg dieser Veranstaltung, an welche sich eine Konfettischlacht der begeistertsten Zuhörer angeschlossen. Der Patriotismus wogte hoch in La Chaux de Fonds. Um dieses Wogen einigermaßen auch den deutschschweizerischen Lesern verständlich zu machen, die jenes romanische Meisterwerk nicht kennen, seien daraus wenige Stellen wiedergegeben. Die Herren Jouy und Bis haben Schiller übrigens die Ehre angetan, sein Drama für ihr Textbuch zu verwerten. Schon ihr Personenverzeichnis zeigt aber einige glückliche Verbesserungen: So erscheint als Sohn Tells ein ursprünglich

von einer Dame dargestellter Knabe namens Gemmy. Statt einer Bertha treffen wir eine „Mathilde, princesse de la maison de Habsbourg, destinée au gouvernement de la Suisse“ (so!), dann auch „trois fiancés et leur compagnes, chevaliers allemands, pages, dames d'honneur de la Princesse, chasseurs, gardes de Geslèr, Tyroliens et Tyroliennes“. Aber Rossinis Musik wollen wir nicht rechten; schweizerisch ist sie keinesfalls. Dagegen dürfen heutzutage denn doch auch an den Text einige Anforderungen gestellt werden. In der gebräuchlichen deutschen Bühnen-Übersetzung — natürlich hat sich das Vaterland Schillers und Wagners Herrn Jouy auch nicht entgehen lassen — erheben sich die beiden französischen Poeten z. B. zu folgendem Tieffinn:

Tell: Fassung, Freund! Es heißt Vorsicht, ja Vorsicht unsere heil'ge Sache.
Ja Vorsicht.

Melchthal (zu den Brautpaaren):

In euch soll uns die Zeit der Väter wiederkehren,
Euch winkt ein hohes Lo.
Schweizernamen wird ja stets man ehren,
Bleibt eurem Land getreu; nur wer frei, der ist groß.
Diese Glücklichen, Ihr, vereint durch se Bande,
In eurem keuschen Schoße ruht knft'ger Helden Saat.
Shne schenkt Ihr uns einst, khn in Rat und Tat,
Zum Trost, zum Heil dem Vaterlande.

(Jagdhrner entfernt von links.)

Tell: Ha, Geßler naht! (Er tritt zum Souffleurkasten.)

Die Männer umgeben Tell: Ha!

Tell: Ha, Geßler naht!

(Allgemeine Unruhe.)

Bald nachher:

Pas de six, Ballet und Scheibenschieen.

Genügt die Probe? Wir machen besonders aufmerksam auf „Pas de six“ und Ballet. Wer soll da nicht patriotische Rührung spüren? Aus ihr ergab sich zwanglos die nachfolgende Konfettischlacht. Daß die Geschichte Tells und Gelers die Kampflust reizt, ist naheliegend; bewundernswert aber bleibt, wie die Jurassier Pazifismus und Freiheitsdurst zu vereinigen wissen in der unblutigen Konfettischlacht. Das nenne ich dramatische Wirkung. In Altdorf sind die Zuhörer still ergriffen heimgegangen. Schme dich, Schiller, vor Herrn Jouy. Ich beantrage, daß wir die bekannte schweizerische Stiftung umtaufen in Jouy-Stiftung und hoffe damit, zum ersten Mal Herrn Benjamin Balloton eine Freude zu bereiten.

Das Kbling'sche Telldenkmal in Altdorf ist bekannt. Aber auch Lausanne, die Waldsttte von 1798, besitzt eine Tellstatue. Der Pariser Osiris Jffla schenkte sie der Stadt. Uns scheint, der Mann auf dem Sockel sehe halb wie ein Troubadour, halb wie ein Sansculotte aus; oder sollte es ein Abbild des groherzigen Donators, des Herrn Osiris Jffla aus Paris, sein? Nun, es steht vor dem Bundesgerichtsgebude; da fällt es nicht auf, denn Justitia hat die Augen verbunden. Auch möglich, daß die Statue einen aus Chillon entsprungenen melodramatischen Bonnivard darstellt. Oder vielleicht Parricida. Für den neuzeitlichen Tell Bhrers kenne ich noch kein Denkmal. Es müßte den Augenblick festhalten, da sein „Held“ sich vor dem Gelerhut tief verbeugt. Wo wäre die Bhrer'sche Schandgestalt aufzustellen?

Sollte Herr Dumur doch nicht ganz unrecht gehabt haben, als er von zweierlei Schweizern sprach? Jedenfalls gibt es zweierlei Tellen und zweierlei Dichtung. Wir mit der Schiller'schen Muttersprache, die wir in unsern Vätern schon vor 1798 Schweizer waren, denken an die roten Bndchen, die so mancher verdiente Einwohner von La Chaux de Fonds trägt, denken an das Ballet vor Geßler und an den Konfettirummel — und der „Tell“ der Dichter Jouy und Bis erscheint uns als höherer Kitsch.

Sind die politische Einsicht und der Charakter unseres Volkes reifer geworden, seitdem vor vier Jahrhunderten sich das erste Tellenspiel „Von den

alten und jungen Eidgenossen“ gegen die Abhängigkeit vom Ausland, gegen französische Gelder und Schmeicheleien und gegen Bündnisse wandte? — Damals dichtete Jakob Ruoff in Zürich, der als Wundarzt die Schlacht von Rappel mitgemacht hatte, eine zweite politische Tellen-Komödie, den „Etter Heini“. Darin erklären die Söhne der alten Eidgenossen, nämlich Fridli Tell, Hans Staufacker, Erni von Melchthal, Ruedi ab Alzellen, sie hätten früher „ruch g'lept und armuot g'han“ bei Habermueß, Käse, Ziger, Anken und kaltem Wasser, während jetzt Reichtum, Wohlleben und Auszeichnungen ins Land kämen. „Bin suber b'kleit mit welschem thuoch, guldin fetten, guldin ring. . .“ Fridli Tell preißt Frankreich, Staufacker den Kaiser, Erni den Papst, Ruedi den Herzog von Mailand. Was das für Völkerbundsbeamte geworden wären! Die Bundesversammlung, nein, Ruoff spricht von Landsgemeinde — die Landsgemeinde also hört die Reden jener Tellen-Söhne an, dann aber auch die Einwände und Ermahnungen von sechs alten Eidgenossen. Der Landammann läßt dann abstimmen. Nun mischen sich die Teufel Luzifer, Sathan, Belzebock, Bell, Kunzifall und Burlibuß ein, die dem Volk mit Blasebälgen ihre Meinung einflüstern. Immerhin stellt der Landtschreiber schließlich eine Mehrheit fest, die an der alten Gerechtigkeit, Einfachheit und Unabhängigkeit in treuen Sitten festhalten will. Das Stück schließt mit den Worten:

„durch gottes gnad, hilff und syne krafft,
der schüz und schirm ein eidgnoschaft!“

Karl Alf. Meher.

Bücher-Rundschau

Deutsche Geschichte.

Adalbert Wahl: „Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs (1871—1914)“. 1. Band, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1926. 23 und 717 Seiten.

Es ist kein alltägliches Unternehmen — wissenschaftlich, schriftstellerisch, buchhändlerisch — ein auf vier starke Bände berechnetes Geschichtswerk erscheinen zu lassen; so etwas pflegt einen guten Teil der Lebensarbeit des Verfassers darzustellen. Um so mehr ist zu bedauern, daß der erste Band von Wahls „Deutsche Geschichte“ eine Enttäuschung bedeutet.

Selbstverständlich enthält das Buch Gutes; es findet sich vornehmlich in denjenigen Partien, die wenig Gelegenheit zu persönlichem Hervortreten des Autors boten: Die Schilderung der „Gründerzeit“, der Bismarckschen Wirtschaftspolitik, teilweise auch die Darstellung der Außenpolitik, der Verfassungsentwicklung, der Parteiverschiebungen sind interessant und verdienstlich, ohne sich freilich je ins Bedeutende zu erheben. Auch hier wird man nicht allen Auffassungen folgen können. So werden z. B. die Sondierungsaktionen Bismarcks in London (1875—1879) m. E. zu hoch gewertet, zu sehr als Bündnisbestrebungen taxiert. Wahl folgt hier Nachfahl („Deutschland und die Weltpolitik 1871—1914“, 1. Band, Stuttgart 1923), wenn er sich auch zurückhaltender als dieser ausspricht; er hat die überzeugenden Untersuchungen von Hans Rothfels („Bismarcks englische Bündnispolitik“, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924) anscheinend nicht beachtet (das Buch wird nicht zitiert). Gerade aus dem Verlauf der Besprechungen vom Herbst 1879, aus der zeitlichen Parallelstellung zu den Zweibundsverhandlungen und -entscheidungen muß der Schluß gezogen werden, daß eine befriedigende Situation im Osten, undenkbar ohne günstige Beziehungen zu Rußland, dasjenige war, was Bismarck dauernd erstrebte, und daß er nur in Augenblicken der Unsicherheit oder Gefahr im Osten an Sicherung des Reiches durch England dachte. Am 14. September 1879 — die deutsch-russische Freundschaft war in die Brüche gegangen, das, was einigermaßen als Deckung dienen